

Wo bleibt das Heil Gottes?

Die Reich-Gottes-Botschaft Jesu

Veröffentlichungen im Bildungswerk der Erzdiözese Freiburg

Frb. i.Br. 02/2016*

von Klaus Kühlwein

Brisante Stimmung

Wenn wir auf Zeitreise gehen ins alte Palästina und auf den Marktplätzen Jerusalems umher laufen, uns an die Torbögen oder den Tempelzugang stellen und den Gesprächen lauschen, ist es nicht anders als heute. Die kleinen und großen Sorgen drücken schwer. Wünsche gibt es viele, Hoffnung noch mehr.

Die Geschäfte laufen mehr schlecht als recht; Arbeit gibt es ab und zu; die Steuern sind unverschämt, die Wegezölle erpresserisch und die Preise steigen. Mutige Zeitgenossen werden die Besatzungsmacht der Römer verwünschen, den Statthalter des Kaisers fluchen und für die Landesfürsten aus dem Herodesclan nur etwas Spucke in den Sand übrig haben.

Wandern wir hinab nach Jericho, der lieblichen Palmenstadt am Jordan, ziehen wir hinauf an den See Genezareth und in die Dörfer Galiläas, werden wir dasselbe hören: Die Zeiten, die Zeiten! Der Messias musste endlich kommen – dann würde alles besser werden! Der Tag der Erlösung Israels sei nicht mehr fern, könne nicht mehr fern sein. Gott werde bald kommen, wie sollte es sonst weitergehen?! Beinahe beschwörend forderten die Leute den Himmel heraus. Er möge sich öffnen, seine Herrschaft ausbreiten, die weltliche zerschlagen, die heidnischen Gewaltvölker vernichten und Israel wieder aufrichten. Endzeitstimmung allenthalben.

Das Hoffen und Sehnen der Menschen war vielfältig. So bunt wie die religiöse Landschaft in Israel, so bunt präsentierten sich die endzeitlichen Erwartungen. Ein kleiner Rundgang durch Jerusalem hätte genügt, um den Kopf schwirren zu lassen: Apokalyptische Angst- und Freudenvisionen, wilde Untergangsszenarien, schreckenverbreitende Gottesschlachten, Engel und Dämonen als Kampfgenossen, ein Messias als Anführer, ein Menschensohn, der vom Himmel kommt, ein priesterlicher Gesalbter Gottes als „graue Eminenz“, ein plötzliches Zorngericht im Feuerbrand und wer weiß, was noch alles.

Der Monty-Python-Truppe gelang in ihrem Filmbestseller „*Das Leben des Brian*“, die zum Zerreißen gespannte Endzeitstimmung unnachahmlich zu karikieren. Als der Jesusdoppelgänger Brian von einem maroden Balkon mitten in eine Schar apokalyptischer Prediger stürzt, zieht er sofort die Aufmerksamkeit der Schau- und Hörlustigen auf sich. Schon nach ein paar belanglosen Worten wird der arme Brian wider seinen Willen zum Messias erkoren und von einer rasch wachsenden Menschenmenge durch die ganze Stadt verfolgt. Soviel Brian auch beteuert, nicht der Messias zu sein, so wenig kann er die toll gewordene Horde überzeugen.

Für den echten Jesus war die Situation weniger komisch, mindestens genauso aufgeheizt, weitaus gefährlicher, ja lebensgefährlich. Denken wir noch nicht an sein gewaltsames Ende am Kreuz. Bereits zu Beginn seines öffentlichen Wirkens hing Jesu Leben an einem dünnen Faden. Den Synagogenbesuchern in Nazareth missfiel die „Antrittspredigt“ ihres Dorfgenosse derart, dass sie ihn empört aus dem Gotteshaus drängten und lynchen wollten. Es bleibt ein Geheimnis, wie er es schaffte, der wütenden Meute zu entinnen. Nach den knappen Worten des Lukas schritt er geradewegs durch die Menge, warf vielleicht wissende Blicke nach rechts und links und ging davon. Matthäus erwähnt den unrühmlichen Heimatauftritt nicht. Umso drastischer beschreibt er in seinem Evangelium, wie sich das gesamte Israel Jesus zunehmend verweigert und ihm schließlich nach dem Leben trachtet.

Was hatte Jesus Schlimmes getan? Warum entsetzten und widersetzten sich so viele, darunter „brave“, gewiss nicht vernagelte Mitbürger? Jesus begeisterte aber auch Menschen aller Schichten und vermittelte eine völlig neue Gottesgegenwart. Auf den ersten Blick fügte sich Jesus unauffällig in den bunten Reigen der Prediger, Propheten und Bußrufer seiner Zeit. Auch seine Nachfolgegruppe unterschied sich für Außenstehende nicht sonderlich von den vielen religiösen Bewegungen ringsumher. Alle beschworen irgendwie das Kommen Gottes, das Ende dieser Welt und den Aufgang des neuen Israels. Sehen wir näher hin, fällt uns Jesu Botschaft als Fremdkörper auf. Jesus stellte sich quer zum Chor der Ankündiger. Er verließ die Phalanx der apokalyptischen Mahner und legte in schlichten Worten das bis dahin Udenkbare frei. Das wird umso deutlicher, je mehr wir uns Art und Inhalt der alternativen Endzeiterwartungen vor Augen führen.

Gott drängen durch Gesetzesgehorsam – die Pharisäer

Gibt es religiöse Menschen, die ihren Gott noch nie wie einen Geschäftspartner behandelt haben? Ich erfülle diese oder jene Vorleistung und du, Gott, wirst dafür gewähren, was mir genau vorschwebt. Ehe der Herrgott sich versieht, hat er eine Abmachung auf dem Tisch und steht in Zugzwang. Bleibt seine Dienstleistung aus, werden die Anstrengungen eben erhöht oder verlagert. Vielleicht erwartet Gott etwas ganz Bestimmtes?

Der Bibel ist solches Benehmen nicht fremd, obwohl sich Jahwe stets menschlichen Vereinnahmungsversuchen entzogen hat. Doch auszurotten sind solche Fangmethoden nicht. Es ist einfach zu attraktiv und außerdem liegt es nach Lesart vieler auf der Hand. Hat Jahwe nicht dem Volk einen Bund versprochen, nein geschworen!? Wenn es die Gesetze und Rechtsvorschriften der Tora hält, wird es ihm wohl ergehen: Schalom und Besitz des verheißenen Landes. Andernfalls trifft es Unglück und Knechtschaft.

Konnte die so triste Lage des Volkes um die Zeitenwende einen anderen Schluss zulassen als den Verlust des Segens Gottes? Wen wundert's, dass nicht wenige gerade darin eine Chance sahen, das Blatt zu wenden – allen voran die Pharisäer. Nicht, um für das Volk bessere Zeiten heraufzuführen, denn das alte Israel war schon längst zerstreut, Feinde standen frech und fest im Land, die eigenen Könige waren frevelhaft und es gab kaum Nährboden, auf dem Gutes hätte wachsen können. Das Heil konnte nur von außen einbrechen, direkt von Gott, verwirklicht durch den Messias. Und dafür ließ sich etwas tun. Die fromme Religionspartei der Pharisäer wusste genau was: Gesetzesgehorsam und noch einmal Gesetzesgehorsam. Denn sie waren überzeugt: Jahwe hatte den Messias deshalb noch nicht geschickt, weil er in Israel bislang keine Toratreue gefunden hat. Fände er sie, käme der Messias schnurstracks zur Belohnung. Das letzte Stündchen der Feinde Israels und des Satans mit allen Unheilmächten hätte geschlagen!

Wie die Pharisäer einen vollkommenen Gesetzesgehorsam auszuüben gedachten – übrigens auch ersatzweise für andere – darüber gibt ihr Name Aufschluss. Abgeleitet vom aramäischen *p^erischajja* meint Pharisäer die *Abgesonderten*, eben jene, die inmitten des sündigen, übriggebliebenen Israels als reine heilige Gemeinde lebt. Jeder konnte sich der Gemeinschaft anschließen, und viele Laien taten es auch, vom Bauern bis zum vornehmen Kaufmann. Eines verband sie: strenge Toraobservanz mit dem Ziel, Jahwe all das zu geben, was er sonst in Israel nicht findet. Penible kultische Reinheit und überschüssige gute Werke gehörten ebenso dazu

wie eine Art vorausseilender Gehorsam hinsichtlich der einzelnen Gesetzesvorschriften.

Praktisch sah es so aus, dass der Pharisäer gleich zweimal pro Woche fastete, montags und donnerstags. Den Zehnten gab er nicht nur von den Einkünften, sondern auch vom Gekauften – und sei es von einem Büschelchen Minze oder ein paar Kümmelkörnern, wie Matthäus in 23,23 süffisant bemerkt. Der Pharisäer aß nicht, ohne sich vorher die Hände gewaschen zu haben – der kultischen Reinheit wegen, nicht aus hygienischen Gründen. Desgleichen reinigte er sorgfältig sein Essgeschirr, Schüsseln, Becher und schon ein kleiner Käfer, der ungebührlich am Teller rand ein wenig naschte, machte alles unrein – kultisch versteht sich. Verunreinigen konnten auch Menschen. Nein, nicht allein Tote, Aussätzige oder ähnlich kultisch Tabuisierte, auch ganz gewöhnliche Leute wie du und ich. Etwas verächtlich wurden sie das *Volk des Landes* genannt. Pharisäer waren keine Snobs; die Landleute hatten einen Makel: sie konnten nicht lesen. Eigentlich ist das nicht ungewöhnlich, zumal in der Antike. Doch wie sollten sie je die Tora studieren können? Zur makellosen Treue gegenüber dem Gesetz ist es ungemein wichtig, den genauen Wortlaut der Rechtsvorschriften zu kennen und unablässig zu erforschen. Wer aber die über sechshundert Zentralgebote und Verbote nicht kennt, wird bestenfalls blindlings von der einen Übertretung in die andere stolpern. Eine Schande für das heilige Volk Israel und dem Herrn ein Gräuel. Dasselbe galt für notorische Sünder. Oben an auf der Liste standen Zöllner und moralisch gefallene oder allein suspekta Individuen.

So war der Kreis derjenigen, mit denen Pharisäer bedenkenlos Umgang pflegen konnten, sehr eingeschränkt. Ihre Mahlzeiten nahmen sie ohnehin nur unter ihresgleichen ein – wenn irgend möglich. Die Vorsichtsregeln hatten ein derartiges Ausmaß angenommen, dass man vom *Zaun um die Tora* sprach. Zäune schützten Terrain, und der des Gesetzes durfte auf keinen Fall verletzt werden, weder unbeabsichtigt noch aus Schusseligkeit. Was lag näher, als den Zaun ein tüchtiges Stück vorzuverlegen. Die Pufferzone würde alles abfangen, was dem Gesetz gefährlich nahe käme. Das forderte ein Begleitgesetzeswerk mit zahlreichen Ausführungsbestimmungen heraus, maßgeschneidert für jede nur denkbare Alltagssituation. Wer zum Beispiel schon eine Stunde vor Sabbatbeginn aufhört zu arbeiten, wird der heiligen Ruhezeit kaum etwas stehlen können. Mit einer genauen Liste von Unterarbeiten, Ausnahmen und Sonderfällen an der Hand, kann man getrost darüber schlafen, dass jeder Buchstabe des Gesetzes unangetastet bleibt. Und so fort und so fort. Die wasserdichte Abschottung der Tora war der ganze Stolz der Pharisäer.

Wir müssen gerecht sein. Um ihr Ego, ihr Ansehen oder um Heuchelei ging es den Pharisäern primär nicht.¹ Ihnen lag Israel am Herzen, die Rettung aller, des ganzen

Volkes. Die Voraussetzungen für die Ankunft des Messias mussten geschaffen und seine Ankunft beschleunigt werden. Jahwe sollte sehen, was sie taten, was sie sogar stellvertretend übernahmen. Vorbildlich gaben sie Gott, was er verlangte und noch mehr. Dafür errechneten sie sich Einfluss auf die Entscheidung im Himmel über den zukünftigen Heilsbringer. Dass bei diesem edlen Auftrag auch eine Menge Schmeicheleinheiten herausprangen, dürften die meisten Pharisäer augenzwinkernd hingenommen haben. Sicher, Schmeichelei und Heuchelei waren triftige Gründe, warum sie im Matthäusevangelium so viel Fett abbekommen. Doch der Basiskonflikt Jesu mit den Pharisäern lag tiefer. Er zerriss bereits die Plattform der messianischen Heilsfrage. Lässt Gott sich den Messias abhandeln oder schenkt er sein Schalom-Reich vorbehaltlos?

Gott drängen durch gewaltsame Vorbereitungen – die Zeloten

Eine andere Religionsgruppierung, die den Pharisäern geistig nahe stand, verschärfte die Gretchenfrage um die kommende Rettergestalt Israels im wörtlichen Sinn. Denn die Antwort steckte an ihren Gürteln: das Schwert. Eiferer für den Herrn waren sie und Eiferer, d.h. *Zeloten* nannten sie sich. Jahwe allein wollten sie dienen, und er allein sollte der Herr über Israel sein, vertreten durch den messianischen König. Der Kaiser in Rom, seine herodianischen Vasallen und die verruchte Besatzungsarmee samt den schamlosen Kollaborateuren im eigenen Volk waren Feinde Gottes und damit Feinde der Zeloten. Es galt, sie zu schlagen und zu vernichten, wo immer nur möglich. Dabei sah die zelotische Rechnung einfach aus: Je weniger Gottesfeinde das Land knechteten, desto eher würde der Messias seine Königsherrschaft antreten können. Kampf für Gott lautete die Devise. Geld oder eigene Macht oder nur politischer Umsturz waren nebensächlich. Das machte die Zeloten gefährlich, mehr als jede noch so heimtückische Räuberbande an den Handelsstraßen Palästinas.

Die Römer waren höchst alarmiert. Eine theokratisch ausgerichtete Guerilla konnte im Land einen Flächenbrand entfachen. Das brodelnde Milieu in der Bevölkerung schürten sie ohnehin, wo es nur ging. Jedem gaukelten die Zeloten vor, dass es nur noch eine Frage der Zeit sei, bis das heidnische Joch auf Israels Schultern zerbrochen würde. Bis dahin wurde gemetzelt und der Count down an blutigen Erfolgen gezählt. Ihre Hochburg hatte die Zeloten in Galiläa. Es bot genügend

Schlupfwinkel, Ausweichmöglichkeiten, Verpflegung und eine Bevölkerung, unter denen leicht Sympathisanten zu finden waren.

Jesus dürfte zwei, drei Jahre alt gewesen sein, als zelotischer Widerstand zum ersten Mal bedrohlich aufflammte. Herodes der Große war gerade gestorben und von Idumäa im Süden über Judäa, Peräa bis Galiläa witterten die Menschen einen Hauch Morgenluft. Der zeitgenössische jüdische Geschichtsschreiber in Roms Diensten Flavius Josephus nennt gleich drei Anführer, die teils beträchtliche Gefolgschaft um sich sammelten. Ein gewisser Simon, königlicher Knecht aus dem Ostjordanland, Athronges, ein Schafhirte aus Judäa und Judas, Sohn des gefürchteten Untergrundhauptmannes Ezechias in Galiläa riefen sich jeweils zum König aus – höchstwahrscheinlich alle mit dem Anspruch messianischer Würde. Erst das massive Eingreifen des römischen Feldherrn Varus, der mehrere Legionen mobilisierte, machte dem Spuk ein Ende. Schwer zerstört wurde dabei die Stadt Sepphoris, unweit von Nazareth. Der Messiasprätendent Judas und seine Mannen hatten zuvor das königliche Zeughaus in Sepphoris gestürmt und sich bis an die Zähne bewaffnet. Gleichzeitig durchkämmten sie die Gegend, um Männer für ihre Gottesschlacht zu rekrutieren. Sicherlich kamen sie auch durch Nazareth und einige der Nazarener dürften mitgegangen sein. Wenige oder gar keine davon haben ihr Heimatdorf wiedergesehen. Der heilige Krieg führte ins Desaster: Sepphoris eingeschert, die Bevölkerung in die Sklaverei verkauft, der Messiasanwärter mit seiner Streitmacht vernichtend geschlagen.

Bald sollte erneut Aufruhr das Land quälen. Nach zahlreichen Beschwerden hatte Kaiser Augustus Herodes Archelaos abgesetzt, verbannt und seine Gebiete unter direkte römische Verwaltung gestellt. Als nun der obligatorische Steuerzuschützer durchs Land zog, stachelte ein anderer Judas, genannt der Galiläer, die Leute auf. Die Reden hatten den gleichen Tenor wie vor zehn Jahren: messianischer Kampf zur Befreiung vom heidnischen Joch. Überall begannen Aufstände zu lodern und überall floss reichlich Blut bei der Niederschlagung. Zu dieser Zeit war Jesus zwölf, dreizehn Jahre alt. Leid und Tränen, fanatische Hoffnung und laute Messiasrufe dürfte er auch im abgelegenen Nazareth mitbekommen haben. Schließlich wird er auch mit Vater Josef beim anschließenden Wiederaufbau der immer noch zerstörten Stadt Sepphoris dabei gewesen sein.

Es bedarf kaum Argumente mehr, um zu verstehen, warum Jesus später nie den Messiasstitel öffentlich reklamierte und sich von begeisterten Leuten auf keinen Fall zum messianischen König ausrufen lassen wollte. Während Jesus vom nahen Gottesreich sprach, war die zelotische »Vision« überall gegenwärtig. Der Gesalbte Gottes lebe verborgen unter dem Volk und warte darauf, von ihm anerkannt zu werden. Wer jetzt schon aufstehe, im Vorfeld kämpfe, werde dem Messias den

Weg ebnen. Dennoch berief Jesus einen gewissen Simon, genannt *der Zelot* in den engsten Zwölferkreis.

Gegenüber der zelotischen Gewaltlösung zeigte sich die pharisäische Variante der Messiaserwartung geradezu diplomatisch. Trotzdem zogen beide an einem Strang. Der Heilsbringer Israels stand vor der Tür, und das Öffnen dieser Tür konnte Jahwe abgerungen werden.

Warten auf die Messiasse – die Essener

Vielleicht haben kundige Leser die Gruppe der Essener als dritte im Bunde vermisst bei der pharisäisch-zelotischen Aktion: *Freier Weg für den Messias!* Vieles, was über jenen geheimnisumwitterten Mönchsorden bekannt ist, legt das nahe. Essenerischer Toragehorsam stellte den beflissensten Pharisäer in den Schatten und gemessen an dem Kriegsszenarium ihrer Schriften verblasste jeder noch so tollkühne zelotische Haudegen. Dennoch verfolgten diese Leute andere Vorstellungen.

Über die Essener ist schon reichlich Tinte vergossen worden. Vieles davon steht auf unsicherem Grund. Einige populäre Publikationen haben sogar den Rahmen erlaubter Spekulationen gesprengt und eine wilde Räuberstory ersponnen.² Die Essener waren weniger aufregend als es auf den ersten Blick scheint. Vom aramäischen *essén* meint ihr Name schlicht *die Frommen*. Sie lebten asketisch, viele eintönig und zurückgezogen. Nur durch ihr grell-religiöses Farbmuster fielen sie im bunten Flickenteppich des palästinensischen Judentums auf. Hohes Ansehen genossen sie wegen der makellosen Gesetzestreue, die nicht den kleinsten Kompromiss, nicht ein Fünkchen Erleichterung duldete. Man blickte ehrfürchtig zu ihnen auf, selbst wenn den meisten jüdischen Glaubensgenossen dabei schwindelig wurde oder manches Kopfschütteln auslöste. Erwähnt nach Josephus sei nur die strengste Sabbatruhe der Essener. Ihre „Heiligung“ des Tages ging so weit, dass sie nicht einmal den dringendsten Bedürfnissen nachgaben, d.h. am Sabbat unterließen diese Frommen selbst den Toilettengang in der Wüste (Jüd. Krieg II/9).

Essener waren im ganzen Land bekannt, insbesondere in und um Jerusalem. Dann natürlich in Jericho, das gerade mal zwölf Kilometer nördlich ihres Hauptdomizils Qumran lag. Seit der märchenhaften Entdeckungsgeschichte der Qumranhöhlen zuerst durch den Beduinenjungen Muhammad edh-Dhib im Frühjahr 1947 wurde das Geheimnis dieses lange vergessenen Ortes rasant gelüftet. Die Ausgrabungen zwischen 1952 und 1956 brachten es ans Tageslicht: In der Wüste nahe

des Toten Meeres stand ein imposanter Gebäudekomplex, mit allem ausgestattet zur autonomen Existenz. Um die zweihundert Menschen dürften dauerhaft in dieser Klostersiedlung gelebt haben. Darunter waren auch Familien, wie der hauseigene Friedhof zeigte.

Kaum ein Touristenprogramm im Heiligen Land spart die Besichtigung der Ruinenstätte aus. Die kläglichen Überreste der Qumrananlage mitten in einer gespenstisch wirkenden Einöde vermitteln heute noch apokalyptischen Flair. Zu Lebzeiten Jesu war der Ort schon über 100 Jahre eine Art Hauptquartier, von wo aus das Ende Israels, ja der ganzen heidnischen Welt und das messianische Neuerstehen Israels erwartet wurde. Gemäß des Prophetenwortes Jesajas (40,3): »Bahnt für den Herrn einen Weg durch die Wüste. Baut in der Steppe eine ebene Strecke für unseren Gott« formulierten die Essener in ihrer wichtigen Gemeindevorschrift: »Man soll sich absondern vom Wohnbereich der Männer des Frevels, um in die Wüste zu gehen, dort den Weg des Herrn zu bereiten« (1QS 8,13). Dieses Meiden frevlerischer Männer war nicht identisch mit dem abwehrenden Naserümpfen pharisäischer Manier gegenüber Landleuten. Zwischen den Essenern und den restlichen Volksgenossen klaffte ein unüberbrückbarer Abgrund. Drüben standen jene, die sich um den entweihten Tempel in Jerusalem, dem falschen Hohenpriester und den anderen unwürdigen Priestern scharten sowie wertlose Opfer darbrachten. Hüben hatten sich Fromme in der Wüste versammelt – wie die Väter Israels am Sinaiberg – um den Herrn rein und heilig erwarten zu können. Bis dahin wollte die Gemeinschaft das wahre Israel repräsentieren, die *Söhne des Lichts*, die den *Söhnen der Finsternis* trotzten (vgl. 1QS 3-4). Sie zählten sich zum heiligen Rest Israels, zu jenen, die gerettet werden und aus deren Kreis Rettung überhaupt kommen werde.

Flavius Josephus gibt in seiner Historik die Zahl der Essener mit 4000 an. Obwohl er sich nicht der Segnung bürokratischer Statistik bedienen konnte, dürfte seine Schätzung treffen. Danach lebte die überwiegende Mehrheit nicht in Qumran. Sie wohnten hauptsächlich verstreut in Judäa – wahrscheinlich auch in Jerusalem – allerdings nur unter ihres gleichen. Residierte im Hauptkloster nur eine Kerntruppe von Vollmitgliedern des Ordens und die Aspiranten zur Vollmitgliedschaft? Vieles spricht auch für ein Kommen und Gehen. Vielleicht hielten sich einige Essener dort ein Jahr auf, andere mehr, andere weniger. Alle demonstrierten durch ihren Wüstenrückzug beziehungsweise ihr separates Leben, dass Israel abgefallen und verloren sei, vom Teufel Belial und seinen Dämonen beherrscht werde. Eine letzte große Gottesschlacht unter Führung zweier Messiasse und mit Hilfe zahlrei-

cher Engel, allem voran Michael, werde die Entscheidung bringen: Vernichtung aller Feinde Gottes, Auferweckung der Toten und Gericht, dann Herrschaft des neuen Israel über die geläuterte Welt, einer Welt ohne Bösem.

Warum werden gleich zwei Messiasse angekündigt? Diese Hoffnung ist eigentümlich für die Essener. Sie dürfte aus ihrer Entstehungsgeschichte um die Ereignisse des *Lehrers der Gerechtigkeit* herrühren. In der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christus war er Hoherpriester in Jerusalem gewesen. Aber er musste 152 v. Chr. bei Nacht und Nebel fliehen, nachdem Jonatan der Makkabäer das Amt gewaltsam an sich gerissen hatte. Vieles spricht dafür, dass der geschasste Religionsvorsteher im syrischen Damaskus Asyl fand.³ Mit ihm waren zahlreiche Priester und hohe Beamte der Tempelverwaltung geflohen. Rege Aktivitäten brachen aus, die rasch in die Gründung einer essenischen Gemeinschaft mit Sitz in Judäa mündeten. Um 110 vor Chr. starb der Lehrer der Gerechtigkeit hochverehrt, aber ohne legitimen Nachfolger. Was lag näher, als die Ankunft eines neuen religiösen Hirten für die verwaiste Schar der Getreuen in Israel zu erwarten? Zum königlichen Messias aus dem Hause Davids gesellte sich ein priesterlicher Messias aus Aaron, also dem Stamm Levi. Bald, sehr bald werden beide kommen, um die Heiligen in den Kampf gegen den Fürsten der Finsternis zu führen – so die Gewissheit unter den Essenern.

Doch dem frommen Rest aus Israel erging es nicht besser als ungezählten Apokalyptikern bis heute. Die so sorgfältig errechneten Weltuntergangstermine wollten sich einfach nicht einstellen.

Schon zu seinen Lebzeiten erwartete der Lehrer der Gerechtigkeit den königlichen Messias ben David. Dann avancierte das Jahr 70 v. Chr. zum Endgerichtsdatum aufgrund einer rechnerischen Analyse von Prophetenworten Ezechiels und Daniels. Als es wieder nichts war und sich große Ratlosigkeit einstellte, wurde erneut in Daniel nachgerechnet. Jetzt sollte das Ende der Welt auf 70 n. Chr. fallen.⁴ Tatsächlich versank Israel zu dieser Zeit in Blut und Tränen. Nur die „Falschen“ waren Sieger. Der Feuersturm erreichte auch das abgelegene Qumran. Im Sommer 68 n. Chr. überrollte die zehnte Legion unter Kommando Vespasians auf dem Weg über Jericho nach Jerusalem quasi im Vorbeigehen die Qumransiedlung und zerstörte sie restlos. Wer nicht fliehen konnte wurde niedergemacht. Ein unrühmliches, schreckliches Ende so großer Visionen. Es nützte auch nichts, dass sich einige auf die Festung Masada retten konnten mit der Hoffnung einer Wende vom Himmel her. Masada ging spektakulär unter und nahm die letzten essenischen Getreuen in den Tod.

Sicherlich geriet eine große Zahl der Essener wehrlos unter die Räder der römischen Kriegsmaschinerie. Die bisweilen vertretene Auffassung essenischer Militanz ist an den Haaren herbeigezogener Unfug. Verweise auf die *Kriegsrolle* der

Essener, in der genaue Schlachtordnungen, Angriffstaktiken, Bewaffnung etc. für den finalen Kampf gegen die Mächte des Bösen angeführt werden, treffen nicht. Die Kriegerrolle ist militärisch völlig wertlos. Sie stellt eine Fiktion des messianischen Gotteskampfes unter Beteiligung zahlreicher Engel und Dämonen am Ende der Zeiten dar. Die Essener waren ebenso wenig gewalttätig und kriegslüsternd wie etwa Zeugen Jehovas, die Herrn Meier an der Haustür in markigen und erschütternden Worten die letzte Schlacht bei Harmagedon (Offenbarung 16,16) beschreiben, wenn nötig in allen Einzelheiten.

Nein, unter den großen jüdischen Religionsgruppen griffen nur Zeloten zum Schwert. Die Essener warteten auf den Tag X – geduldig, betend und in kultischer Reinheit.

Gottes Zorngericht – Johannes der Täufer

Kurz vor dem öffentlichen Auftreten Jesu erhob ein apokalyptischer Bußrufer seine Stimme, der vielerorts eine religiöse Kettenreaktion auslöste. Johannes, den man bald *den Täufer* nannte, hatte sich nicht weit von Qumran jenseits des Jordans niedergelassen. Dort schleuderte er ganz Israel eine herbe Gerichtsbotschaft entgegen. Satierte Frömmel und selbstherrliche Zeitgenossen hatte er besonders auf dem Kieker. Unsanft schreckte er sie aus ihrem Sicherheitsschlaf. Gott sei nicht zu pachten, auch wenn sie zehnmals die Kinder Abrahams wären. Wollte Gott, so Johannes, könnte er aus den herumliegenden Steinen Abrahamskinder machen. Dennoch zog es zahlreiche Menschen zu dem widerborstigen Propheten, um ihn zu hören und sich taufen zu lassen.

Wer schon über die berühmte Grenzstation *Allenby-Brücke* nach Jordanien gefahren ist, konnte den Ort gut einsehen, wo sich der Täufer niedergelassen hatte. Er liegt unweit südlich der Allenby-Brücke auf dem Ostufer des Jordans. Damals führte eine alte Handelsstraße von Jerusalem über Jericho zu den ostjordanischen Gebieten durch diesen Landstrich. Johannes hat sich einiges dabei gedacht, gerade dort seine Gerichtsdrohung gegen Israel auszurufen. Es herrschte reger Publikumsverkehr an dieser Fährstelle am Jordan, die bei Niedrigwasser auch zu Fuß überquert werden konnte. Handelsreisende drängten sich an der Furt, über Söldner und Zöllner stolperte man allemal, Neugierige lauerten überall und ernsthaft Bußbereite waren stets anzutreffen. Daneben gab es eine kleine, wachsende Jüngerschar, die am Jordan blieb.

Doch viel wichtiger und entscheidend für den Täufer war *die Wüste* auf der anderen Seite des Jordan. Nicht, weil es ihn in die Einsamkeit gezogen hätte, sondern weil *Wüste* für den gläubigen Juden nicht gleich *Wüste* ist – wie der *Berg* Jesu. Schon bei den Essenern hatten wir eine theologische Bedeutung des Wüstenrückzugs kennengelernt. Johannes setzte noch eins drauf und reklamierte prophetisches Gehör. Jedes Kind im alten Israel verband einen Propheten in der Wüste sofort mit dem Vätervolk aus der Wüstenwanderung, bevor es in das Gelobte Land einziehen durfte. Seinerzeit musste Israel vierzig Jahre in der Wüste umherirren. Erst dann war es gereinigt von der Sünde der Auflehnung, und Jahwe erlaubte die Besitznahme des so lange verheißenen Landes.

Just an der Stelle, wo das geplagte Wüstenvolk unter Führung Josuas den Jordan durchquert hatte, postierte sich Johannes, rief zur Umkehr und Taufe in diesem Jordan auf. Der Fluss bildete beim Einzug in Kanaan die Scheidelinie zwischen dem gottlosen heidnischen Land und dem gesegneten Land. Weil die Wüstengeneration Buße getan hatte und die Gebote der Tora vollkommen einhielt, durfte sie als Bundesvolk Jahwes im Land leben. Doch jetzt habe Israel den Kredit Gottes restlos aufgebraucht – so der Täufer. Wer nicht umkehre und büße, wie die Väter in der Wüste und sich nicht vom Wasser des Jordans reinigen lasse, werde dem Strafgericht nicht entgehen. Gott habe schon die Axt an die Wurzel jener Bäume gelegt, die keine Frucht bringen. Er wird sie umhauen und ins Feuer werfen. Auch halte Gott schon die Schaufel in der Hand, um den Spreu in Israel vom Weizen zu trennen. Den Spreu wird er in nie erlöschendem Feuer verbrennen.

Das klingt dramatisch, das ist dramatisch. Johannes sah das Ende der Zeit Israels gekommen, die Heilsgeduld Jahwes war aufgebraucht. Das Volk habe sich weit von den Gesetzen und Rechtsvorschriften der heiligen Tora entfernt. Gott sei aufgebrochen, um abzurechnen – im *Zorn*, wie der Täufer wörtlich formulierte (Mt 3,7).

Es gehört zu den gesichertsten Erkenntnissen der Exegese, dass auch Jesus zu Johannes an den Jordan ging. Bis hinauf nach Galiläa hatte sich dessen Ruf verbreitet, und selbst in den kleinen Flecken Nazareth kamen Durchreisende, die neben Klatsch und Tratsch auch immer das Neueste aus allen Ecken des Landes wussten. Berichte von einem seltsamen Wüstenpropheten standen natürlich ganz oben. Einen Kamelhaarmantel mit Ledergürtel trage er und nähren würde er sich von Heuschrecken und wildem Honig. Nur uns modernen Westlern dreht sich bei dieser Kost der Magen um – ganz zu Unrecht. Gebratene Heuschrecken, gewälzt in Bienenhonig, war und ist eine Delikatesse für Wüstenbewohner, die auch Europäern munden würde – vorausgesetzt man wüsste und sähe nicht, was man da isst. Und ein Kamelhaarmantel mit Ledergürtel war kein kratzbürstiges Asketengewand, sondern gehobene Wüstenkleidung.

Die Leute in den Provinzen Israels erkannten am äußerlichen Auftreten sofort zeichenhaftes Handeln. Dort unten konnte kein gewöhnlicher Prediger der Endzeit sein Lager aufgeschlagen haben. Mahnt er nicht zur Umkehr und Buße genau an der Stelle, wo unsere Väter ins Gelobte Land einzogen, nachdem sie umgekehrt und gebüßt hatten? Sollen wir aus dem Land hinüberziehen und es ihnen gleich tun? Reinigt er nicht alle Bußbereiten mit dem Wasser des Jordans, wie unsere Väter im Jordan gereinigt wurden beim Verlassen des heidnischen, gottlosen Gebietes? Ja, ähnelte Rock und Gürtel nicht der Kleidung des Propheten Elija? Ist nicht Elija genau dort im feurigen Wagen gen Himmel gefahren, um zurückzukehren – wohl eben auch dort – wenn der furchtbare Tag des Gerichts bevorsteht? Die Kunde von diesem Täufer musste landauf landab wie ein Blitz eingeschlagen haben. Ist Elija gekommen oder wenigstens ein wahrer Prophet der Endzeit? Viele waren elektrisiert. Gespannt verfolgten sie neue Nachrichten vom Jordan oder zogen gleich selbst hinauf, zu hören, zu sehen und sich vielleicht taufen zu lassen.

Sicherlich erwog auch Jesus solche Gedanken, als er alles stehen und liegen ließ und sich aufmachte zum Ostjordanland. Wir haben keine neutrale Quelle über die Begegnung des Täufers mit Jesus. Die Evangelienberichte sind aus ihrer nachösterlichen Sicht sehr christologisch ausgerichtet. Auf jeden Fall ließ sich Jesus taufen. Und es ist ziemlich wahrscheinlich, dass er einige Zeit beim Täufer blieb. Manche Exegeten sprechen sogar von einer zeitweiligen Jüngerschaft Jesu beim *Meister* Johannes. Wie dem auch sei, wichtiger ist die Frage, warum Jesus alsbald zurück nach Galiläa ging, um selbst als Wanderprophet das Ende der Zeiten anzukündigen. Doch nicht wie Johannes der Täufer, nicht wie die Essener und nicht wie Pharisäer und Zeloten.

Vom Himmel zur Erde – Jesus und das Reich Gottes

Bevor Exegeten schwergewichtige Fragen beantworten, setzen sie sich hin und zählen. Schon lange vor der Möglichkeit, Worte vom Computer suchen und summieren zu lassen, haben fleißige Hände und Augen den zentralen Verkündigungsbegriff Jesu: das *Gottesreich* o.ä. statistisch eingefangen. Die Überraschung war groß. Weit über hundert Mal sprechen die Evangelien vom Reich Gottes, wobei Matthäus Spitzenreiter ist. Das ist viel, selbst für abgeklärte Exegeten. Es steht in Kontrast zum traditionellen Verständnis der Evangelien als Erlösungsbotschaft

durch das Kreuz. Außerdem beißt es sich mit dem Befund der einflussreichen Paulusbriefe. Die Vorliebe der Evangelisten für das anbrechende Gottesreich teilte der große Theologe und Ex-Rabbiner aus Tarsus nicht.

Doch was unübersehbar ist, lässt sich nicht leugnen, was deutlich entgegensteht, lässt sich nicht ins Dunkel drängen und was eindringlich betont wird, kann nicht zur Nebensache geschrumpft werden. Jesus sagte das Reich Gottes an – mit entsprechenden Zeichenhandlungen – das war die frohe Botschaft des Heils, das war der Stein des Anstoßes für die einen, für die anderen das Jubelereignis schlechthin.

»Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium.« In der Rangliste sicherer Jesusworte rangiert dieser Vers in Mk 1,15 ganz oben. Matthäus formuliert entsprechend zu Anfang Jesu Wirkens (4,17): »Von da an begann Jesus zu verkündigen: Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe.« Der Ausdruck *Himmelreich* (oder *Herrschaft der Himmel*) ist typisch für Matthäus. Er zieht damit eine frühjüdische Sprachregelung vor, die den Namen *Gott* möglichst vermeidet und gern mit „Himmel“ umschreibt. Wieder zeigt sich, wie sehr dem ersten Evangelisten daran gelegen ist, Jesus aus der Wurzel jüdischer Tradition zu verstehen. Inhaltlich ist die Wendung *Herrschaft der Himmel* mit *Herrschaft Gottes* oder *Gottesreich* gleichbedeutend.

Die Botschaft ist kurz. Einfache Leute vom Lande verstanden sie genauso wie der angesehenste Schriftgelehrte im Jerusalemer Hohen Rat. Gott ist nahe. Stellt euer Leben darauf ein! Man sieht es den knappen Worten kaum an, wie umwälzend und folgenreich sie auf die Zeitgenossen Jesu wirkten.

Wo bleibt Gottes Heil, wann kommt es endlich? Diese dringendste aller Fragen stellte den Ausgangspunkt unserer Überlegungen dar, und sie wird nun beantwortet. Jesus schlug keine geniale Strategie vor, wie Gott zur Heilssendung überredet werden könne; auch sagte er nichts Genaueres zum läuternden Gericht oder zum Termin über das Ende allen Bösen. Vielmehr verkündete Jesus quer durch Galiläa rundheraus und verblüffend: Was wartet ihr auf Gott? Seht, er ist schon da! Die Antrittspredigt Jesu in der nazarenischen Heimatsynagoge ist in diesem Punkt unmissverständlich. Als Lesung hatte Jesus gerade vorgetragen: »Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe.« Ein klassischer Hoffnungstext aus Jesaja (61,1f) über das zukünftige und endgültige Heil Gottes für diese Welt. Die lapidare Antwort des Zimmermanns Sohn an seine Dorfgenossen lautete: »Heute

hat sich das Schriftwort ... erfüllt« (Lk 4,21). Die Leute verstanden sofort. Ähnliches ließ Jesus Johannes dem Täufer ins Gefängnis ausrichten (Mt 11,5).

Ja, die so lange ersehnte Heilszeit ist angebrochen. Richtet eure Augen nicht länger gen Himmel und sucht Gott nicht länger dort oben. Das Reich des Himmels ist auf die Erde gekommen und Gott hat euch schon gefunden.

Gott schon da und mit ihm sein Reich? Was mag Jesus alles für Reaktionen erlebt haben? Sicherlich erntete er abwehrende, gar abwertende Handbewegungen, unverständiges Achselzucken, Stirnrunzeln und hochgezogene Augenbrauen, Kopfschütteln im Vorübergehen und offene Kritik. Aber auch in leuchtende Augen wird Jesus geschaut haben. Und er ist Menschen begegnet, die zaghaft ihre Köpfe erhoben aus dem Staub gesellschaftlicher oder religiöser Ächtung. Hoffnung gab ihnen das *Reich Gottes*, von dem Jesus in der Gegenwartssprache redete und das er mit Machttaten Gottes füllte. Zum historisch gesichertsten Wirken Jesu gehört zweifellos die Befreiung von Menschen, die unter dämonischen Ängsten verschiedener Art litten. Das wog mehr als alle anderen Taten. Denn im frühjüdischen Weltbild war die Herrschaft des Teufels die große Plage schlechthin. Er und seine Genossen des Bösen schwangen in der Welt ihr fürstliches Unheilszepter gegen Mensch, Vieh und Natur. Wenig bekannt ist, dass der Widersacher Gottes seinen angestammten Wohnbereich im Himmel hatte. Dort oben teilte er sich mit den Engeln den Platz bis zu seiner Vertreibung. Das sollte am Ende der Zeit geschehen, wenn Gott seine Herrschaft im Himmel und auf Erden ausgebreitet und das Böse vernichtet haben wird. »Ich sah den Satan wie ein Blitz vom Himmel fallen.« Beinahe unbemerkt stellt uns Lukas dieses augenscheinlich seltsame Jesuswort vor (10,18). Doch zeitgenössischen Hörern war klar: Es ist soweit! Gott hat seine Herrschaft im Himmel voll ausgebreitet und das gleiche geschieht nun hier unten.

Vor diesem Hintergrund wird Jesu Selbstbezeichnung als *der Menschensohn* verständlich. Alle synoptischen Evangelien sprechen davon und verleihen ihr eine große Authentizität. Der Titel *Menschensohn* stammt aus einer Vision Daniels, der eine Gestalt auf den Wolken kommen sah, wie die eines Menschen. Und diesem *Sohn des Menschen* wurde von Jahwe, dem Hochbetagten, jegliche Vollmacht übertragen. Im Namen Gottes richtet er das Reich der Himmel auf, ein Reich, von dem Daniel (Kap. 2) sagt, dass es an die Stelle aller Gewaltvölker an den vier Enden der Erde treten und nie mehr vergehen wird.

Die Menschensohn-Episode im Danielbuch wirkte ungeheuer inspirierend auf die apokalyptische Literatur des Frühjudentums. Insbesondere das damals sehr populäre *äthiopische Henochbuch* hat viel über den kommenden Menschensohn spekuliert. Bald war die endzeitliche Heilsgestalt vom Himmel her so bekannt wie der

Messias aus dem Hause David. Allerdings gab es einen charakteristischen Unterschied. Die messianische Erwartung war politisch-theokratisch auf Israel zentriert, das Reich des Menschensohns verfolgte die universale Herrschaft Gottes auf der ganzen Erde. Wurzelhaft stammt dieser Gedanke aus der sogenannten *Zionstheologie*, die älter ist als alle apokalyptischen Vorstellungen. Jahwe selbst gilt als der König der Könige und einst werde er seine königliche Herrschaft sichtbar herstellen. Grundlegend dafür war der Prophet Jesaja. Markant ist seine Vision von der Völkerwallfahrt zu Zion (3,1-5) am Ende der Tage. Dann herrscht Gott uneingeschränkt und wird allen den Frieden lehren bzw. unter allen Völkern den Frieden aufrichten. Nachexilisch hat dann Deuterjesaja den Gedanken des universalen Königiums Jahwes aufgegriffen und weiter entfaltet.

Die Nähe zum danielischen Menschensohn beider Hoffnungsansätze war so groß, dass sie im Frühjudentum allianzartig verwoben wurden. Jesus griff diese endzeitliche Heilssehnsucht für die ganze Welt auf und proklamierte ihre Erfüllung. Lukas und Matthäus zitieren ihren Herrn deutlich: »Das Reich ist mitten unter euch« und »Wenn ich aber die Dämonen durch den Geist Gottes austreibe, dann ist das Reich Gottes schon zu euch gekommen« (Lk 17,21b / Mt 12,28).

Warum sprechen aber ungezählte Generationen seit zweitausend Jahren im Vaterunser die Bitte aus: Dein Reich komme? Was gilt? Ein argloser Leser der Evangelien gewinnt den Eindruck, als wollte oder konnte sich Jesus nicht festlegen. Der Exegese macht das auch zu schaffen. Die futurische Ansage auf der eine Seite und die präsentische Zusage auf der anderen hat schon viel Kopfzerbrechen bereitet. Dabei liegt das rechte Verständnis fast auf der Hand. Es erfordert nur Abschiednehmen von einer statischen Schwarzweiß-Malerei. Jesus ließ sich nicht in ein Entweder-oder-Schema pressen. Diese Welt des angeblichen Unheils, der vermeintlichen Verlorenheit geht weiter ihren Gang – wie gehabt, und doch ist Gottes Heil mit ihr. Es wächst, je mehr in der Welt Raum ist, je mehr sich der einzelne auf Gott einlässt, sich öffnet und umkehrt. An Gott liegt es nicht, wenn Israel die Welt als gottverlassenen Ort wähnt, der in Wehen liegt und nach apokalyptischer Verwandlung lechzt.

Nein, Gott ist dem Menschen bereits so nah, wie im Paradies vor dem folgenschweren Beziehungsbruch Adams und Evas. Der Rückgriff auf die paradiesische Eintracht zwischen Geschöpf und Schöpfer ist eine zentrale Dimension der Reich-Gottes-Botschaft Jesu. Sie steht auf dem Fundament einer schöpfungstheologischen Heilsvorstellung. Am Anfang war der Mensch Gott freundschaftlich zugeeignet, ohne Misstrauen, ohne Furcht. Erst als Adam und Eva prototypisch für das Menschengeschlecht eine Mauer des Schweigens aufschichteten, gebaut aus Ziegeln der Angst und gefugt mit dem Mörtel Scham, zerriss die filigrane Harmonie

zu ihrem Schöpfer. Fortan sollte diese Mauer schauriges Symbol des Zerwürfnisses sein, nicht nur zwischen Geschöpf und Schöpfer, sondern auch unter den Menschen selbst. Die Unheilsgeschichte nahm ihren Lauf. Im Judentum hat sich dafür die Chiffre *Satansherrschaft* gebildet. Ab der Vertreibung des Menschen aus dem Paradies habe der Widersacher Gottes sein Regiment angetreten und stachele rastlos die Misere dieser Welt an.

Was Jesus mit seiner Reich-Gottes-Zusage dagegen setzte, ist die Umkehrung dessen, was in den Dörfern und Städten Palästinas erwartet oder befürchtet wurde. Im Dissonanzchor der apokalyptischen Untergangstrommler tönte Jesus eine Melodie anderer Art. Ihr Klang zerbröckelte die hochgewachsene Mauer des Schweigens. Weder Angst noch Scham sollte den Menschen von der Quelle seines Lebens trennen und von seinem Nächsten entzweien.

Wer diese Botschaft Jesu vom schon gegenwärtigen Gottesreich dogmatisch beschleift und steril ins Regal religiöser Anschauungen ablegt, gleicht jenen Schildbürgern, die Sonnenstrahlen per Eimer in ihr fensterloses Rathaus schleppen wollten. Was Jesus vortrug und lebte, ist nicht zwischen die Deckel noch so gescheiter Lehrbücher zu pressen. Vor dem ungeheuren Anspruch verblassen wohlfeile Erklärungen. Jesus hat den Himmel mit der Erde gekoppelt. Gott und Mensch haben ihre Distanz verloren. Wo Worte vor dem Geheimnis einer Nähe aufgeben, lauert nicht Schweigen, sondern Mystik. So wie die Sonne, kann auch das Reich Gottes nur als aufgetürmter Faktenberg beschrieben werden, doch ein Banause, wer das für alles hält. Wird ehrfürchtiges Staunen durch Zahlen und Sprachformeln ersetzt, degeneriert menschliches Erleben zu einem statistischen Computerprogramm. Alle Hochreligionen haben das erkannt und neben ihren Lehrgebäuden mystische Strömungen entfaltet. Die christliche Tradition braucht sich dabei nicht zu verstecken. Beispielhaft möchte ich Ihnen ein kurzes Gedicht von Meister Eckhart vorstellen:

*Gott ist allzeit bereit,
wir aber sind sehr unbereit
Gott ist uns nah,
wir sind ihm fern
Gott ist drinnen,
wir sind draußen
Gott ist daheim,
wir sind in der Fremde
Gott ist da,
wir sind nicht da.*

Schlicht sind die Gedanken, mit denen Meister Eckhart Jesu Botschaft vom daseienden Gott meditiert. Je mehr die Worte wirken, desto kraftvoller und explosiver nehmen sie den Betrachter mit auf die Reise mystischer Gotteserfahrung.

Konnte die Botschaft heilsamer sein? Sie schenkte Hoffnung für das aktuelle Leben, nicht erst für die Zeit nach dem Tag X. Und sie richtete alle auf, die als religiöses Strandgut vom unerbittlichen Meer der öffentlichen Kultfrömmigkeit irgendwo angespült wurden. Gleiches galt für jene, die im gesellschaftlichen Karussell der Fitness nicht mithalten konnten, an den Rand geschleudert oder ganz hinausgeworfen wurden.

Das eine Stigma zog das andere meist mit sich und umgekehrt. Aus dieser Masse verkrachter Existenzen, religiöser und moralischer Versager, Gesetzesunkundiger und Gesetzesbrecher, Habenichtse und Taugenichtse rekrutierten sich treue Anhänger für den Menschensohn aus Nazareth. In den Augen der frommen, der gesetzestreu, der „anständigen“ Juden war Jesus zweifellos »in schlechter Gesellschaft«, wie es der Theologe Alfred Holl⁵ pointiert einmal ausdrückte. Jesus suchte den Kontakt mit jenen, die in Israel gemeinhin als Sünder abgestempelt und verachtet waren. Er pflegte Umgang mit ihnen, ließ sich einladen, hielt Gastmähler und duldete sie in seinem Anhängerkreis oder berief sie ausdrücklich in die Nachfolge. Diese damals misstrauisch beäugte Praxis Jesu wird in der Exegese etwas salopp als „Sündermahlzeiten“ bezeichnet. Die Tischgemeinschaft mit den Sündern war eine Zeichenhandlung, die jeder verstand. Sie drückte Versöhnung mit Gott und Versöhnung untereinander aus. Sie stand für neues Vertrauen und für Schalom.

Die innerweltliche Heilsorientierung Jesu stellt das Fundament für die gesamte Bergpredigt dar. Dieser Bezug auf den geschichtlichen Lebensraum des Menschen im Zeitenlauf ist das große Thema der Weisheit. Sie blickt um sich, sieht, was ist, was im Argen liegt, was von der Schöpfungsidee her sein soll und wie es zu erreichen ist. Nach dem Überblick auf die weiteren Seligpreisungen werde ich die frühjüdische Weisheitssicht näher vorstellen. Aus ihrem Brunnen schöpfte Jesus üppig und kreativ. Seine weisheitliche Ethik gibt eindrucksvoll Zeugnis davon.

Wie die Preisungen des Glücks auf das schöpfungstheologisch-weisheitliche Fundament bauen, haben wir beispielhaft bei den Armen im Geiste schon gesehen. Weitere Elemente am Grundstock des Hauses der Weisheit werden die übrigen Worte abgeben.

* Bearb. Auszug aus: Kühlwein, Chaosmeister Jesus. Die Bergpredigt, Stuttg. 1999

Die Anmerkungen können dort nachgeschlagen werden.